Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 105 (1964)

Artikel: Ungewitter und Wildbäche in Obwalden
Autor: Haas, Margaretha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033570

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ungewitter und Wildbäche in Obwalden

Von Margaretha Haas

Wenn es wetterte, war uns Kindern die Mutter Schutz und Schirm. Wo sie war, war Sicherheit, in ihrer Gegenwart konnten uns Blitz und Donner nichts anhaben. Wenn der Hagel wie eine gelbe Mauer über dem Brienzer Rothorn stand und brandschwarze Wolken den Schwanderberg verdeckten, hieß sie uns flink in den oberen Stock hinaufspringen, um die Vorläden zu schließen. Sie selber schaute überall nach, ob alles wohl vermacht und ein jeder Laden befestigt war. Dann standen wir auf der Vorlaube, die gegen den Kernserberg hinausging und schauten zu, wie es wetterte — wie der Blitz wie eine feurige Schlange die Schwärze zerriß, wie darauf der Donner krachte, daß das Haus in den Grundfesten erzitterte. „Hört ihr, wie die Entlebucher Käs trölen?“ sagten wir, aber es war uns nur mehr halbbatzig ums Lachen.

So oft es blitzte, schlugen wir ein Kreuz. Es fürchtete uns fast, dem Toben der Elemente zuzuschauen und doch blieben wir draußen wie gebannt, bis das Wasser und die Hagelsteine auch die Vorlaube überschwemmten. Die Mutter holte ihr altes dickes Gebetbuch, spritzte Weihwasser zum Fenster hinaus und verbrannte ein Zweiglein gesegnete Palme. Wie eine Priesterin stand sie da und las im altertümlichen Deutsch des Buches den Wettersegen. Sie bat den Herrgott, mit dem Regenbogen das Zeichen der Versöhnung an den Himmel zu schreiben. Sie flehte ihn an, die bösen Geister nicht triumphieren zu lassen, sondern dem Teufel die Macht wegzunehmen. Sie wandte sich an die feindlichen Gewalten selbst und beschwor sie bei dem lebendigen Gott, keinen Hagel und kein Hochgewitter über unsere Grenzen zu bringen und nicht vor Christi Richterstuhl zu sagen, es habe ihnen niemand widersprochen. — „Denn ich widerspreche euch und gebiete euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, daß ihr weder Hagel noch Hochgewitter in unseren Grenzen erreget, sondern daß ihr sie in unbewohnte und steinichte Wildnisse werfen möget, wo man weder säet noch erntet und wo ihr weder Menschen noch Tieren zu schaden vermöget. Durch Christum unsern Herrn, der kommen wird zu richten die Lebendigen und Toten. Amen“. —

Wie seufzte die Mutter, wenn es hagelte und die Eiskörner wie Haselnüsse, oft aber wie Baumnüsse auf die Dächer prasselten und Wiesen, Garten und Frucht zerhackten. Dann kam etwa der Vater vom Laden herauf, schaute zur Stube herein, wo es halbfinster war und nur eine Kerze brannte und sagte: „Ja betet, meine lieben Engel, — das ist ein schreckliches Wetter!“ —

Ein alter Zimmermann erzählte mir einst, wie sich in den Bergen, fast aus heiterem Himmel herab, ein Wetter zusammenziehen könne mit einer Geschwindigkeit, — wenn man es nicht selber erlebt hätte, man glaubte es nicht. — Er schaffte im Melkgaden unter dem Brienzer Rothorn, — in der Stafelklingen. Sie machten aus einem Einschilddach ein Zweischilddach. Da sah er von den Neßliwengerzügen unter dem Schönenboden einen brandschwarzen Nebel dahertrolen. Der Ferdimelki lärmte ihm zu, er solle machen und hinunterkommen. Er aber hätte gerne seine Arbeit fertig gemacht und pressierte nicht. Da gab es einen Blitzstrahl, so nahe, daß er es sprotzeln hörte. Gleichzeitig ein krachender Donnerschlag, daß er meinte, der jüngste Tag sei angebrochen. Es wurde finster, daß man kaum etwas sah. Jetzt machte er, daß er vom Dach herunterkam. Den Zapin, den er im Tilbaum eingeschlagen hatte, schmiß es herunter und bevor er am Schärmen war, hatte er keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Es schüttete aber auch wie mit Kübeln, der Boden vermochte das Wasser nicht zu schlukken. Im Augenblick kamen große Bäche dahergerauscht. Dazu blitzte und donnerte es unaufhörlich. Im Scheine der Blitze sah das wilde Gebirge drohend und düster aus.

Von da an, sagte der Zimmermann, habe er gewußt, daß man das Wetter in den Bergen fürchten müsse.

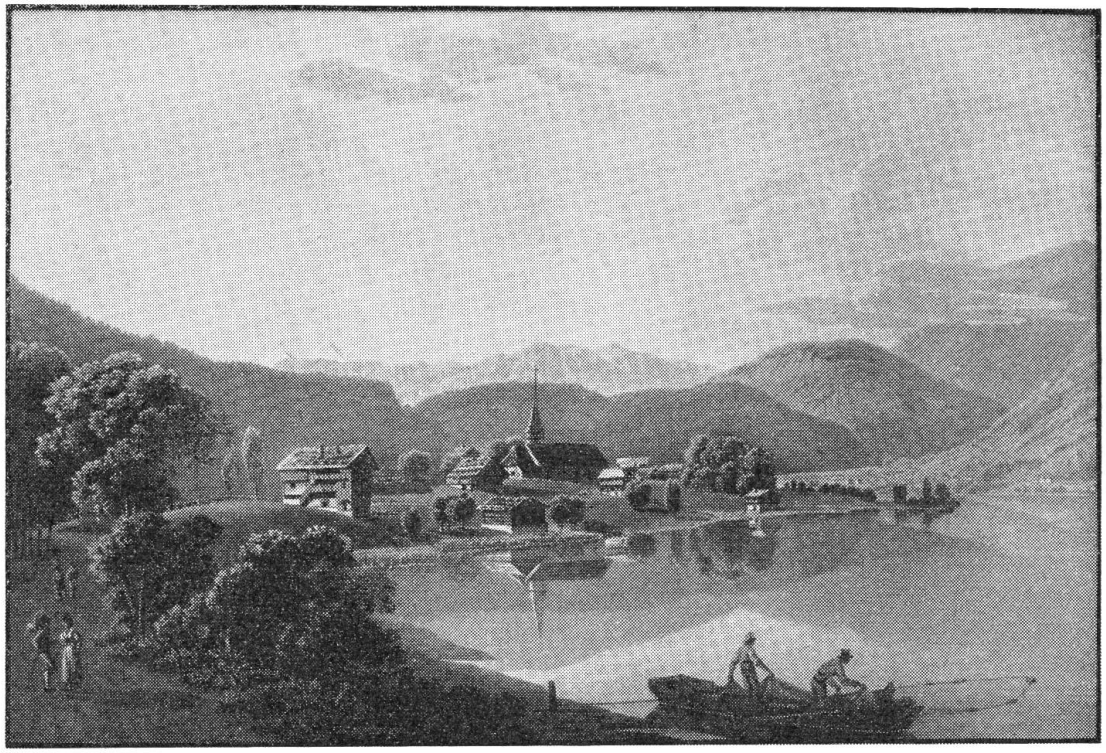
Ein anderes Mal, er zimmerte auf Bleikenalp zu Niederrickenbach, schlug der Blitz in eine große freistehende Schirmtanne. Auf

der Stelle war der Baum bis in den Dolden hinauf eine einzige Flamme. Er hätte nie geglaubt, daß eine grüne Tanne in allem Saft brennen könnte wie eine Fackel.

Auf Käsern schlug der Blitz einst in die Teilenhütte. Bevor er zünden konnte, kam der kalte Strahl und brach die Macht des Feuers, so daß kein Unglück entstand.

Ende der Achtzigerjahre wurde bei einem Gewitter der Alpnacher Kirchturm vom Wetterstrahl getroffen. Sofort stand er an der Spitze in hellen Flammen. Nicht nur die Kirche, das ganze Dorf war gefährdet. Damals waren in Alpnach, wegen dem Bau der Brünig- und Pilatusbahn, viele Arbeiter und eine Menge Material stationiert. Einer der Ingenieure, Häusler hieß er, nahm tatkräftig die Brandbekämpfung an die Hand. Die Arbeiter bestiegen das Kirchendach und machten unter Häuslers Befehl in aller Schnelligkeit über dem Glockenstuhl einen Zementguß. Dieses kluge Eingreifen gebot den Flammen Einhalt. Als die Sarner Feuerwehr auf der Schlierenbrücke erschien, wo man das Dorf und die Kirche von Alpnach erblicken kann, war kein Feuer mehr zu sehen, der Brand war gelöscht.

In Lungern erzählen die alten Leute, „kündete" sich der Eybach, bevor er über die Ufer trat. Im Berggut Engehysern, wo der Bach hindurchläuft, sah man eine eigentümliche weiße Wolke über dem Wasser schweben. Einmal kam ein Bauer mit Vieh daher, als gerade dieses merkwürdige „Gfluider" erschienen war. Die Kühe blieben stehen und taten keinen Wank mehr. Der Bauer trieb die Tiere mit Hoihoirufen und Geißelknallen an, er probierte es mit Zureden, dann mit Schimpfen und Fluchen. Nichts zu machen, die Kühe stehen bockstill. Und sonderbar, — auch Bäri, der unerschrockene Appenzellerhund, klemmt den Schwanz ein und bleibt furchtsam im Hintergrund. Endlich sagt der Bauer zu dem weißen Gewölk: „He da, geh weg, das Vieh fürchtet dich ja!" Und sofort war der Spuk verschwunden, ungehindert konnten Mann und Tiere weiter. Aber es war ihm nicht geheuer. „Ich wette", sagte er zu dem begleitenden Knaben, „ich wette, der Bach führt etwas im Schild, das war noch



Die alte Kirche von Lungern um 1830

Kapelle bei der alten Kirche Giswil

nie ein gutes Zeichen." — Und wahrhaftig, am Magdalenentag anno 1887, ist der Eybach überlaufen. Unter dem Horn, im Einzugsgebiet des Bachs, gab es ein furchtbares Hagelwetter, dazu regnete es in Strömen, es war ein richtiger Wolkenbruch. Die Lungerer hörten das unheimliche Tosen im Berg und wußten wo Land's. Trotz den bestehenden Verbauungen gab es eine schreckliche Ueberschwemmung. Zuerst wirbelte der Luftdruck ganze Wolken von Staub und Gischt empor. Dann kamen große Steine ganz trocken daher und im nächsten Augenblick war die Bachschale hochauf mit Schutt und Steinen gefüllt. Die Güter zu beiden Seiten, im schönsten Sommerflor, wurden mit Schlamm und Geröll zugedeckt. Haushohe Felsblöcke wurden, als wären es Nußschalen, von der rasenden Wut des Wassers hinuntergetragen. Ein solcher maß 107 Kubikmeter. Ein Riesenbrokken blieb ein Stück ob der Kirche mitten im brodelnden Wasser stehen. Dadurch bekam der Bach einen anderen Lauf. Er teilte sich — ein Arm mit einem ganzen Strom von Schmutz, Steinen und Bäumen floß direkt der Kirche zu. Oben ein Stall und unten das Beinhaus wurden weggefegt wie Zündholzschachteln, der Friedhof übermannshoch mit Schutt, Trümmern und Schlamm bedeckt. Der andere Arm wälzte sich ebenso breit dem Dorfe entgegen. Die prächtigen Matten wurden versart. Das schöne heimelige Lungererdorf bot ein Bild des Schreckens. Die Zürcher Zeitung berichtete von „grauenhaften Verwüstungen."

Ein Trost blieb, der Bach hatte mit seinem furchtbaren Tosen alle frühzeitig gewarnt, so daß keine Menschenleben zu beklagen waren. Doch errechnete man einen Schaden von 100 000 Franken. Und das wollte zur selben Zeit etwas heißen. Wie immer bei solchen Katastrophen sah man auch hier, daß die Eidgenossen Brüder sind. Die ganze Schweiz stand zusammen und half. Und dieser Geist der Nächstenliebe nahm dem Unglück die Schärfe.

Ein gefürchteter Wildbach ist die Giswiler Laui. Wer ihr zerwühltes Bett gesehen hat, drunten im Lätzengraben, mit den haushohen Steinen, wer das Donnern und Tosen ihrer Wassermassen gehört hat, das so stark ist, daß man sein eigenes Wort nicht versteht, wer bei einem Wetter im Sommer die Bäche vom Zwirchi und vom Gipsgraben her in die Laui hinunterrumpeln sah und droben in der Iwi das wilde Wasser gellend schreien hörte wie eine gemarterte Hexe, der kann sich ungefähr vorstellen, wie es früher zuging, wenn die Laui überlief. — Es graut einen ja, von der Brünigbahn her ihr Bett anzuschauen, das im Sommer oft ganz ausgetrocknet ist. Aber auch so ist die breite gelbe Runse, die den Wald bis an den See hinunter aufgerissen hat wie eine schwärende Wunde, etwas Trostloses, eine Wüste.

Der Sommer war feucht und trübe, es regnete die ganze Zeit und die Bäche kamen zum Fürchten groß. Beintrockene Rinnsale brachten plötzlich Schwälle von Wasser. Da und dort bildeten sich bereits gefährliche Rüfen und überall gab es Schäden an Brücken, Häusern und Ställen. Die Leute bekamen es mit der Angst zu tun, der Regen wollte und wollte nicht aufhören.

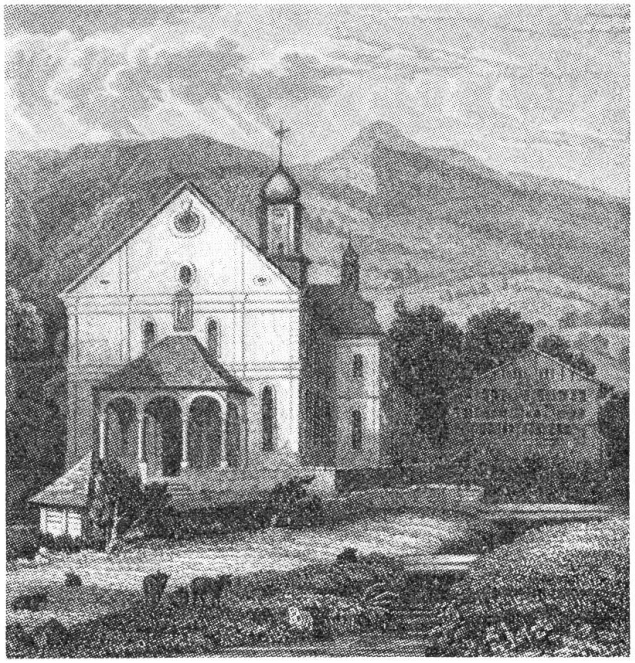
Der 13. Heumonat 1629, ein Freitag, war der Unglückstag für Giswil. Schon lange hatten die Männer fleißig Frondienst geleistet, sie wollten den Wildbach mit Schaufeln und Pickeln vom Dorf und von der Kirche wegreisen. Aber ihre Arbeit war umsonst. Am selben Abend, zwischen 6 und 7 Uhr, brach die Laui mit einem furchtbaren Wasserschwall und einem schrecklichen Donnern

über ihre Ufer. Sie führte Morast, Steine und ganze Bäume mit. Die Wuhren zerbarsten wie Spielzeug, mit entsetzlichem Rauschen und Tosen lief sie der Kirche zu. Nicht vergebens berichteten die Alten vom Lauitier, das mit einem Geröll vor dem Wildbach herreite. Die Renggmauern um den Friedhof herum barsten an vier Stellen, das Wasser flutete hinein und die Gräber wurden klafterhoch mit Steinen und Unrat bedeckt. Die Kirchentüren waren wohl verschlossen, aber das Wasser brach trotzdem hinein und mit solcher Gewalt, daß die Stühle weggeschwemmt wurden. Ellenhoch stand es über den Seitenaltären und die Sakristei war bis an die halbe Türe hinauf überflutet. Der Hochaltar allein blieb unversehrt. Der damalige Pfarrer Wanner trug das Allerheiligste und die heiligen Gefässe ins Michel Halter's Haus unter der Kirche. Der Pfarrer, sein Bruder und der Halter mit einem Sohn brachten Kirchenzierat, Kurzifixe und Kerzenstöcke in Sicherheit. Als sie mit den Fahnen hinauswatteten, kam ein hoher Wasserschwall schnell wie ein Hund dahergeschossen, so daß sie in Lebensgefahr gerieten. Der Pfarrer sprang geistesgegenwärtig über die Mauer und die drei anderen konnten sich im letzten Augenblick in den Glockenturm retten. Man fürchtete für ihr Leben. An einem Glockenseil ließen sie sich in der Dunkelheit über das Vordach hinunter und entgingen dem Ertrinken. — Die neue Kirche wurde auf dem Zwinghubel erbaut, wo sie heute steht. Anno 1635, sechs Jahre nach der schrecklichen Katastrophe weihte sie der Bischof.

Ein gefährlicher Geselle war früher der Sachsler Dorf- oder Chilebach. Wenn es sommers wetterte droben im Riederberg, wurden hundert harmlose Gräben im Handumdrehen reißende Bäche. Wenn der Sturmwind daherfegte, der mächtige Tannen zerbrach und entwurzelte, wenn es dazu hagelte und schüttete wie mit Eimern, dann vermochte das Bachbett die dicke Suppe aus Schlamm, Erde und Steinen nicht mehr fassen, Hölzer und Tannen versperrten den Weg und schon überlief der Bach und das Unglück geschah. Alarm ertönte im ganzen Land, die Sturmglocken wimmerten, die Feuerhörner gellten, der Tambour schlug seine Trommel. Die Frauen jammerten und riefen: „Eh bhiätis God, — der Sachsler Chilebach isch ubere!"

Das letzte mal geschah dies im Herbstmonat 1903, als Lorenz und Bartolomä, die zwei gefürchteten Wettermacher, schon lange vorbei waren und niemand mehr an ein Donnerwetter dachte.

Am 7. September abends gegen 6 Uhr muß es im Riederberg unglaublich gewettert und gehagelt haben. Die Bise und der Wetterluft lagen einander in den Haaren und wo die zusammenrecken, geht es nicht gesittet her. Es schüttete auch im Sachslerdorf, aber an eine Ueberschwemmung dachte niemand, bis das unheimliche Tosen jedermann aufmerken ließ. Da war der Chilebach schon voll bis zum Rand. Mannshoch und wie das Wetterleich so schnell, schossen Wasser und Schutt daher. Die neue Bachschale krachte schon im Balmli auseinander und im Rotacher waren die unterfressenen Wuhren schon fortgeschwemmt. Zum großen Glück hielten die zwölf Talsperren, die der Bauunternehmer v. Flüe im Steinibach und auf Kurigen erstellt hatte, stand. Bis drei Meter hoch lagerten sich Schutt und Steine in diesen Sperren ab. Zuerst waren viel zu wenig Leute da, um zu helfen. Die Edisrieder und die im Berg hatten ihrer eigenen Not zu wehren. Die Kreuz-



Kirche und Dorf-Bach von Sachseln
nach einem alten Stich

matte würde vom Totenbielbach völlig überflutet.

Die Sarner Feuerwehr war die erste auf dem Platz. Freilich hatte der Bach sein Zerstörungswerk schon getan, es galt noch zu verhüten, daß das ganze Dorf übersart werde. Schwirren wurden gespitzt und in den Boden geschlagen. Seit undenklichen Zeiten mußte in jedem Haus ein Bach- oder Floßhacken vorrätig sein. Man ließ 4—5 m lange Trämel in den Bach hinunter, befesttigte sie mit einem Guntel an den Schwirren, hing die Hacken hinein, störte und guslete im Wasser, um die Steine ins Rollen zu bringen. In einer Stunde wurden mehr als 100 000 Fuder Material in den See hinuntergeschwemmt.

Die ganze Nacht blieb die Wache. Die Männer lösten einander ab. Die Frauen brachten kesselweise „Schwarzes".

Als der Kariwisel keine Cervelats mehr hatte, fabrizierte er mitten in der Nacht eine frische Auflage und brachte sie rauchheiß an den Bach. Mit Holzfackeln wurde geleuchtet. Wenn man sich das Dorf Sachseln um die Jahrhundertwende vorstellt mit seinen alten Häusern und prächtigen Bäumen, dem wütenden Dorfbach, den ausgehöhlten Straßen, den überfluteten Wiesen und Gärten, den Mannen mit ihren Kochkellen und den rauchenden und knisternden Fackeln, das gibt ein Bild, wie es ein romantischer Maler kaum schrecklich genug darstellen kann.

Wie im Traum besinne ich mich, daß mein Vater auch nach Sachseln ging um zu helfen. Ich hatte Angst, er könnte ertrinken. Am Morgen zwischen Tag und Nacht kam er heim, mit Schlamm bedeckt und totenbleich vor Müdigkeit. Er jammerte, wie das da oben aussehe, wie die Matte um sein Elternhaus überschwemmt sei und beim Kamil, seinem Freund unter der Straße, sei es noch ärger. Die Mutter half ihm aus den schweren Stiefeln, rüstete ein Fußbad, brachte trockenes Gewand und in einem Krüglein einen Trank, der wundersam nach Zimt und Näglein roch.

Seither sind Hunderttausende von Arbeitsstunden an die Verbauung der Wildbäche in unserem Land aufgewendet worden. Und doch ist die Gefahr nicht vollends gebannt. Die Natur verfügt über Kräfte, denen das Werk von Menschenhand nicht gewachsen ist. Nur die Schutzmacht Gottes kann dem Tosen und Toben, den stürzenden Bächen und heulenden Stürmen Halt gebieten.

Es gid dr Täg, wo's ruich zuegahd,
wo Wand und Dach und Muire lahd.
Im Gade briähled Chalb und Chueh,
kei Muis und Vogel findt sii Rueh.
Und handchehrum am Morged scho
isch uber s'Tal dr Fride cho.
E milte Schiin liid uf dr Weid,
e Luft wo Bluemesame treid,
dä bringd vom Bärg e fiine Gsang
und stundewiit dr Gloggeklang.